

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

d

Ian McEwan
Nusschale

ROMAN

Aus dem Englischen von
Bernhard Robben

Diogenes

Titel der 2016 bei Jonathan Cape, London,
erschiedenen Originalausgabe: ›Nutshell‹
Copyright © 2016 by Ian McEwan
Zitatnachweis am Ende des Bandes
Covermotiv: Gemälde von Ruth Shively,
›In the Bedroom‹, 2012
Copyright © Ruth Shively

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
800/16/852/1
ISBN 978 3 257 06982 2

So, hier bin ich, kopfüber in einer Frau. Ich warte, die Arme geduldig gekreuzt, warte und frage mich, in wem ich bin und worauf ich mich eingelassen habe. Sehnsüchtig schließe ich die Augen, denke ich daran zurück, wie ich einst im durchsichtigen Fruchtsack trieb, verträumt in der Blase meiner Gedanken schwebte, in Zeitlupe Purzelbäume durch meinen privaten Ozean schlug und dann und wann sanft an die transparenten Grenzen meiner Umfassung stieß, dieser mitteil-samen Membran, die vibrierte vom Widerhall der leicht gedämpften Stimmen der Verschwörer und ihrer schändlichen Pläne. Das war in meiner sorg-losen Jugend. Nun – längst gedreht und ohne einen Zentimeter freien Raum, Knie eng an den Bauch gezogen, Kopf ins Becken gesenkt – laufen meine Gedanken auf Hochtouren. Das Ohr Tag und Nacht an die blutdurchströmten Wände gepresst, bleibt mir auch keine andere Wahl. Ich lausche, merke mir alles und mache mir Sorgen, denn ich

höre Bettgeflüster, das von einer tödlichen Intrige kündigt, und zittere bei dem Gedanken an das, was mich erwartet. Wo werde ich da hineingezogen?

Ich schwimme in Abstraktionen, und allein die sich ständig mehrenden Beziehungen zwischen ihnen schaffen die Illusion einer bekannten Welt. Wenn ich ›blau‹ höre, eine Farbe, die ich nie gesehen habe, stelle ich mir ein mentales Ereignis vor, das jenem von ›grün‹ ähnlich ist, einer Farbe, die ich gleichfalls noch nie sah. Ich zähle mich zu den Unschuldigen, bin von Bündnissen und Verpflichtungen unbeschwert, ein freier Geist trotz meines beschränkten Lebensraumes. Es gibt niemanden, der mir widerspräche, der mich ermahnte, ich habe keinen Namen, keine Adresse, keine Religion, keine Schulden und keine Feinde. Mein Terminkalender, wenn es ihn denn gäbe, vermerkte höchstens den baldigen Tag meiner Geburt. Ich bin – oder war –, trotz allem, was die Genetiker heute behaupten, ein unbeschriebenes Blatt, eine leere Schiefertafel. Wenn auch eine aus glitschigem, porösem Schiefer, wie er in keinem Klassenzimmer, keinem Häuserdach Verwendung fände, eine Schiefertafel, die wächst und sich dabei selbst beschreibt und deren leere Fläche stetig abnimmt. Ich zähle mich zu den Unschuldigen, und doch spiele ich offenbar eine Rolle in einem Komplott. Meine Mutter, gesegnet

sei ihr unablässig laut mahlendes Herz, scheint darin verwickelt zu sein.

Scheint, Mutter? Nein, *ist*. Du bist. Du bist verwickelt. Ich habe es von meinem Anfang an gewusst. Lasst mich ihn heraufbeschwören, jenen Moment der Schöpfung, der übereinfällt mit meinem ersten Gedanken. Vor langer Zeit, vor mehreren Wochen, wölbten sich die Neuralwülste auf, um mein Rückgrat zu bilden, und viele Millionen junger Neuronen, wuselig wie Seidenwürmer, spannen und webten mit Hilfe ihrer Axonschweife das herrliche goldene Gewebe meiner ersten Idee – ein so simpler Begriff, dass er sich mir heute wieder entzieht. War es *ich*? Zu selbstverliebt. War es *jetzt*? Zu dramatisch. Dann etwas, das beidem vorausgeht und beides enthält, ein einzelnes Wort, Ausdruck eines stillen Seufzers, eines Schwindelgefühls der Hinnahme, des reinen Seins, etwas wie – *dies*? Zu gewählt. Meine Idee, ganz nahe dran, hieß *sein*. Und wenn nicht *sein*, dann die grammatische Variante *ist*. Das war mein Urbegriff, der springende Punkt – *ist*. Nur das. Im Geiste von: *Es muss sein*. Der Beginn des bewussten Lebens war das Ende der Illusion – der Illusion des Nichtseins – und zugleich die Eruption des Realen. Der Triumph des Realismus über die Magie, von *ist* über *scheint*. Meine Mutter *ist* in eine Verschwörung verwickelt,

und folglich bin ich es auch, selbst wenn es mir zu-
fiele, ihre Pläne zu durchkreuzen. Oder mich zu
rächen, falls ich – zaudernder Narr, der ich bin – zu
spät zur Welt komme.

Doch ich will nicht jammern, denn eigentlich
habe ich Glück gehabt. Von Beginn an, als ich aus
goldenem Tuch das Geschenk meines Bewusst-
seins wickelte, begriff ich, dass ich zu schlimme-
rer Zeit an schlimmerem Ort hätte ankommen
können. Das Allgemeine steht bereits fest, meine
familiären Probleme sind dagegen vernachlässig-
bar, sollten es zumindest sein. Es gibt Anlass zur
Freude. Ich erbe alle Vorzüge der Moderne (Hy-
giene, Ferien, Narkosemittel, Leselampen, Apfel-
sinen im Winter) und lebe in einer privilegierten
Gegend dieses Planeten, im wohlgenährten, seu-
chenfreien Westeuropa. Das alte Europa, verkalkt
und überwiegend altersmilde, von den eigenen
Geistern heimgesucht, wehrlos gegen Brutalität
und Tyrannei, seiner selbst unsicher und zugleich
ersehntes Ziel Millionen Leidender. Meine un-
mittelbare Umgebung wird indes nicht das unbe-
schwerte Norwegen sein – meine erste Wahl schon
wegen des gewaltigen Staatsfonds und der groß-
zügigen Sozialleistungen. Auch nicht Italien, we-
gen der Küche und des sonnengebadeten Verfalls
meine zweite Wahl. Nicht einmal die dritte Wahl

wird es sein, Frankreich mit seinem Pinot Noir und dem sorglosen Selbstbewusstsein seiner Bewohner. Stattdessen werde ich in einem ganz und gar nicht Vereinigten Königreich leben, regiert von einer allseits verehrten, betagten Queen, in welchem der Prinz – bekannt für seinen Geschäftssinn, seine guten Werke, seine Elixiere (Blumenkohlsud zur Reinigung des Blutes) und seine verfassungswidrigen Einmischungen – ungeduldig auf die Krone wartet. Dies wird meine Heimat sein, und sie wird genügen. Ich hätte auch in Nordkorea zur Welt kommen können, wo die Thronfolge zwar ebenso unangefochten ist, Freiheit und Essen aber zu wünschen übriglassen.

Wie kommt es, dass ich, der ich noch nicht einmal jung bin, noch nicht einmal von gestern, so viel weiß, oder doch genug weiß, um mich in so vielem irren zu können? Ich habe meine Quellen, ich *lausche*. Trudy, meine Mutter, hört, wenn sie nicht mit ihrem Freund Claude zusammen ist, gern Radio und lieber Wortbeiträge als Musik. Wer hätte in den Anfängen des Internets den unaufhaltsamen Aufstieg des Radios vorhergesehen? Oder die Renaissance des archaischen Wortes ›drahtlos‹? Über den Waschmaschinenlärm von Magen und Gedärm hinweg höre ich Nachrichten, diesen Born aller bösen Träume. Ein Drang zur Selbstkasteiung lässt

mich aufmerksam alle Analysen, jeden Widerspruch verfolgen. Stündliche Wiederholungen und halbstündliche Kurzfassungen langweilen mich nicht. Ich dulde sogar den BBC World Service mit seinen infantilen Fanfaren – synthetische Trompeten und Xylophone – zwischen den einzelnen Beiträgen. In so mancher langen, ruhigen Nacht habe ich meiner Mutter einen heftigen Tritt verpasst. Sie wurde wach, konnte nicht wieder einschlafen und tastete nach dem Radio. Grausam, ich weiß, aber am Morgen waren wir beide besser informiert.

Außerdem hört sie sich mit Vorliebe Podcasts an: Hörbuch-Ratgeber – *Werde Weinkenner* in fünfzehn Folgen –, Biographien von Dramatikern des siebzehnten Jahrhunderts oder Klassiker der Weltliteratur. Bei James Joyces *Ulysses* schläft sie ein, obwohl ich hell begeistert bin. Und wenn sie sich Kopfhörer aufsetzt, vernehme ich jedes Wort noch klarer und deutlicher, so gut werden Schallwellen durch Kieferknochen und Schlüsselbein übertragen, hinab durch ihr Skelett und zügig weiter durchs nährnde Fruchtwasser. Selbst das Fernsehen entfaltet den Großteil seines bescheidenen Nutzens durch Schall. Und manchmal, wenn sich meine Mutter mit Claude trifft, reden sie auch über den Zustand der Welt, beklagen ihn zumeist, obwohl sie planen, zu seiner Verschlechterung bei-

zutragen. In meiner Wohnstatt, in der mir nichts weiter bleibt, als an Körper und Geist zu wachsen, nehme ich alles wahr, selbst Triviales – und davon gibt es reichlich.

Denn Claude ist ein Mann, der es liebt, sich zu wiederholen. Ein Mann der immerselben Leier. Schüttelt er einem Fremden die Hand, sagt er – zweimal schon hab ich's gehört – »Claude, wie in Debussy«. Doch er irrt. Er ist Claude wie in Bauunternehmer, ein Mann, der nichts erfindet, nichts komponiert. Gefällt ihm ein Gedanke, spricht er ihn laut aus, denkt er ihn später noch einmal, spricht er ihn wieder aus – warum auch nicht? Die Luft mit seinem Gedanken ein zweites Mal in Schwingung zu versetzen, bereitet ihm Vergnügen. Er weiß, dass jeder weiß, dass er sich wiederholt. Nur weiß er nicht, dass andere es nicht so toll finden wie er selbst. Aus einer »Reith Lecture« der BBC habe ich gelernt, dass man so was ein Referenzproblem nennt.

Hier ein Beispiel für Claudes Art zu reden und auch dafür, wie ich Informationen sammle. Meine Mutter und er haben sich am Telefon (ich höre beide Seiten) für den Abend verabredet. Ein Essen *à deux* bei Kerzenschein – wie so oft zählen sie mich nicht mit. Woher ich das mit dem Kerzenschein weiß? Als es so weit ist und sie zu ihrem

Platz geführt werden, höre ich, wie meine Mutter sich beklagt. Überall brennen die Kerzen, nur nicht an unserem Tisch.

Der Reihe nach folgen: ein verärgertes Luftschnappen von Claude, ein herrisches Schnippen trockner Finger, serviles Gemurmel, wie es ein vermutlich vornübergebeugter Kellner von sich gibt, das Ratschen eines Feuerzeugs. Und schon haben sie ihren Kerzenschein. Fehlt nur noch das Essen. Die schweren Speisekarten liegen jedoch bereits auf ihrem Schoß – quer über mein Kreuz kann ich den unteren Rand von Trudys Karte spüren. Und erneut muss ich mir Claudes abgedroschene Kommentare zur Speisekarten-Prosa anhören, als wäre er der Erste, dem diese belanglosen Abstrusitäten auffielen. Er regt sich über ›in der Pfanne gebraten‹ auf. Was ›in der Pfanne‹ hier anderes sei als eine weihevoll Verneblung des vulgären und ungesunden ›gebraten‹? In was bitte solle man Jakobsmuscheln mit Chili und Zitronensaft denn sonst braten? In einer Eieruhr? Ehe er fortfährt, wiederholt er dieses oder jenes mit unterschiedlicher Emphase. Und dann sein zweiter Hassliebling: ›fangfrisch‹. Stumm formen meine Lippen seine Erläuterungen, ehe er auch nur ansetzt, als mir eine leichte Neigung meiner vertikalen Achse verrät, dass Trudy sich vorbeugt, um einen beschwichtigenden Fin-

ger auf sein Handgelenk zu legen und ihn in liebenswürdigem, ablenkendem Ton zu bitten: »Such doch bitte den Wein aus, Darling. Einen guten Tropfen.«

Ich teile mir gern ein Glas Wein mit meiner Mutter. Womöglich haben Sie es längst vergessen oder auch nie erlebt, wie herrlich ein durch die Plazenta dekantierter Burgunder schmeckt (die mag sie am liebsten) oder ein Sancerre (mag sie ebenfalls). Noch ehe der Wein zu mir fließt – heute Abend ein Sancerre von Jean-Max Roger –, spüre ich auf dem Gesicht, kaum wird der Korken gezogen, die Liebkosung einer Sommerbrise. Ich weiß, dass Alkohol meiner Intelligenz schadet. Er schadet jedermanns Intelligenz. Aber ach, ein wonniger, die Wangen rötender Pinot Noir, ein stachelbeeriger Sauvignon lassen mich durchs inwendige Meer taumeln und purzeln, bis ich gegen die Wände meines Schlosses kugle, dieser Springburg, in der ich hause. Zumindest war das so, als ich noch Platz hatte. Jetzt genieße ich bedächtig, allein beim zweiten Glas wuchern die Spekulationen mit der wilden Kraft der Poesie. Meine Gedanken sprudeln in gedrechselten Blankversen, mal im strengen Zeilenstil, mal mit Enjambements, immer hübsch abwechslungsreich. Nie aber gönnt sich meine Mutter ein drittes Glas, und das kränkt mich.

»Ich muss an das Baby denken«, höre ich sie sagen, während sie tugendsam eine Hand übers Glas legt. Das ist der Moment, in dem ich am liebsten an meiner öligen Schnur zerren würde, wie man in einem herrschaftlichen Landhaus die Samtkordel an der Wand zieht, um prompte Bedienung zu verlangen. Noch eine Runde für uns Freunde! Aber dalli!

Doch nein, aus Liebe zu mir hält sie sich zurück. Und ich liebe sie auch – wie könnte ich anders? Die Mutter, der ich noch nie begegnet bin, die ich nur von innen kenne. Nicht genug! Ich sehne mich danach, ihr Äußeres zu sehen, denn auf den Anschein kommt es an. Ich weiß, dass ihr Haar »strohblond« ist und in »wilden Locken wie lauter Münzen« auf Schultern »weiß wie Apfelblüten« fällt, denn in meinem Beisein hat mein Vater ihr ein Gedicht vorgelesen, das er darüber verfasste. Claude pries gleichfalls ihr Haar, wenn auch mit weniger gewählten Worten. Ist ihr danach, flicht sie sich die Locken in engen Zöpfen um den Kopf, genau wie Julija Timoschenko, sagt mein Vater. Ich weiß außerdem, dass die Augen meiner Mutter grün sind, dass sie eine Nase hat, winzig »wie ein Perlenknopf«, die sie zu klein findet, auch wenn beide Männer für ihr Näschen schwärmen und versuchen, sie in dieser Hinsicht zu beruhigen. Oft

hat man ihr gesagt, sie sei schön, doch bleibt sie skeptisch, was ihr eine unschuldige Macht über die Männer verleiht, zumindest hat mein Vater ihr dies eines Nachmittags in der Bibliothek gestanden. Sie erwiderte, falls er recht habe, sei es eine Macht, die sie nicht suche und nicht wolle. Es war ein ungewöhnliches Gespräch, und ich hörte aufmerksam zu. Mein Vater, er heißt John, sagte: Besäße er eine solche Macht über sie oder allgemein über Frauen, könnte er sich nicht vorstellen, je darauf zu verzichten. Eine Wellenbewegung, die mein Ohr kurz von der Bauchwand löste, verriet mir, dass meine Mutter energisch mit den Schultern zuckte, als wollte sie sagen: Männer sind also anders. Na und? Zudem erklärte sie laut, was immer sie angeblich an Macht besitze, sei nur, was Männer ihr in ihren Phantasien zuschrieben. Dann klingelte das Handy, mein Vater ging beiseite, um den Anruf anzunehmen, und dieses eigenartige, interessante Gespräch über Macht und jene, die sie haben, wurde nie fortgesetzt.

Doch zurück zu meiner Mutter, meiner ungetreuen Trudy, nach deren blütenweißen Armen, Brüsten und grünen Augäpfeln ich mich sehne. Ihre unerklärliche Leidenschaft für Claude ist älter noch als meine erste Wahrnehmung, mein frühestes *Sein*. Oft spricht sie mit ihm, und er mit ihr,

im Flüsterton, sei es im Bett, in der Küche oder im Restaurant, fast als fürchteten sie, ein Mutterbauch könnte Ohren haben.

Ich hielt das früher für nichts weiter als gewöhnliche, verliebte Intimität. Jetzt aber bin ich mir sicher. Sie schonen ihre Stimmbänder, weil sie Schreckliches planen, eine Tat, die, das hörte ich sie sagen, im Falle eines Fehlschlags ihrer beider Leben ruiniert. Sie meinen, wenn es ihnen ernst damit ist, sollten sie rasch handeln und bald. Sie ermahnen sich zu Ruhe und Geduld, erinnern einander daran, was sie ein Scheitern ihres Plans kosten würde, wiederholen, dass er aus mehreren Teilen besteht, die sich zusammenfügen müssen, und dass, sollte auch nur ein Detail misslingen, alles misslingt, »wie bei einer dieser alten Christbaum-Lichterketten« – ein unverständlicher Vergleich von Claude, der doch nur selten Rätselhaftes sagt. Was sie beabsichtigen, macht ihnen Angst und widert sie auch an, weshalb sie nie direkt darüber reden. Stattdessen flüstern sie Ellipsen, Euphemismen, murmeln Aporien, gefolgt von Räuspern und raschem Themenwechsel.

Letzte Woche, in einer heißen, ruhelosen Nacht, als ich dachte, beide schliefen längst, sagte meine Mutter plötzlich ins Dunkel – es war zwei Stunden vorm Morgengrauen, jedenfalls laut der Kaminuhr

unten im Arbeitszimmer meines Vaters: »Wir können das nicht tun.«

Worauf Claude gleich mit tonloser Stimme erwiderte: »Doch, das können wir.« Und nach einem Augenblick des Nachdenkens: »Wir *können* es.«